

7. Sekundärliteratur

Neue kirchliche Zeitschrift 44 (1933), S. 41-46

Neues zu A. H. Franckes Debora. Aus Briefen Speners.

Nebe, August

Leipzig [u.a.], 1933

Neues zu A. H. Franckes Debora.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

141 M 6^c

Neues zu A. H. Franckes Debora.

Aus Briefen Speners.

Auf seiner Reise ins Reich berichtet A. H. Francke in seinem Diarium¹⁾ am 10. September 1717 von einem Besuch bei der Frau Dr. Rießnerin in Frankfurt, der vertrauten Freundin Ph. J. Speners, und bemerkt dazu: „Diese zeigt an, wie sie noch einen großen Vorrat von Briefen hätte, welche der selige Herr D. Spener an sie geschrieben. Sie wird ersucht, solche zu communiciren, welches sie zu bedenken genommen. Sonsten war sie sehr bedachtsam und vorsichtig.“ Erfreulicherweise hat Franckes Bitte Erfolg gehabt und sind ihm 106 Spenerbriefe²⁾ aus den Jahren 1686 bis 1704 in notariell beglaubigter Abschrift übersandt worden.

Aus Dresden und Berlin hat Spener in diesen Briefen der angesehenen Frankfurterin Anna Elisabeth Rießner, geb. Eberhard, deren Bruder 1698 sogar in den Rat der freien Reichsstadt kam, immer wieder sein Herz ausgeschüttet, wie er so gern sagt, und sie an seinen Sorgen teilnehmen lassen. Zu diesen Sorgen gehörte auch „A. H. Franckes Debora“, über die Th. Wotschke in dieser Zeitschrift XL S. 265 ff. und 293 ff. interessante Mitteilungen gemacht hat. Einige Ergänzungen zu ihnen bieten die Spenerbriefe.

Das Schicksal der schwärmerischen Adelheid Sibylle Schwarz muß Spener und seinen Kreis von Anfang an lebhaft beschäftigt haben; war doch Speners Schwager in Hamburg, der Pfarrer Joh. Heinrich Horb, so eng mit der Lübeckerin verbunden, daß er ihr nach Ausbruch ihres Konflikts mit D. Pfeiffer Unterstützung und im äußersten Notfall, wenn die Flucht aus Lübeck unvermeidlich sei, „Logement“ in seinem

¹⁾ Jetzt im Archiv des Pädagogiums der Franckeschen Stiftungen in Halle. /

²⁾ Jetzt in der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen unter D 107.

Hamburger Garten angeboten hatte. Schon am 9. Juli 1692 schreibt Spener der Frankfurter Freundin von der Gefahr „unserer guten Frau Schwarzin“, die auch ihr wohl bekannt sei und deren Ausgang er selbst noch nicht wisse. — Als die Ausweisung aus Lübeck erfolgt ist und sie in Halle weilt, heißt es in einem Brief aus dem November: „Von Frau Schwarzin hörte neulich, als wenn ihre Sache auch noch in dem Äußerlichen einen besseren, als vermutet, Ausgang gewinnen möchte, so ich so viel herzlicher wünsche, als es ein gefährlicher Ansehen gehabt, und aber alle die Leiden, welche gute Seele betroffen, daß die Obrigkeit etwas gegen sie zu tun bewogen wird, immer anderer Orten die Sache mit neuem Präjudiz beschweret.“

Während in Halle selbst ein Thomasius sich dem Eindruck der Schwarz und ihrer Offenbarungen nicht hatte entziehen können, blieb Spener nach seiner vorsichtigen, zurückhaltenden Art auch, nachdem er sie in Berlin persönlich kennengelernt hatte, abwartend und abwägend, ja je länger je mehr bedenklich; davon zeugen zwei Briefe nach Frankfurt. Am 3. Januar 1693 schreibt er: „Im übrigen ist ich Frau Schwarzin einige Wochen allhier, wird aber bald wieder weg. Gott hat viel Erbauliches in sie gelegt; sie ist aber auch in denen Gedanken, daß sie unmittelbare Bezeugungen von Gott innerlich habe, darüber ihr Handel mit Herrn D. Pfeiffen entstanden. Ich muß aber, wie in allem andern, still stehen und warten, bis mir der Herr auf einer oder anderen Seite Gewißheit gebe.“

Noch ablehnender als gegen besondere „Offenbarungen“ ist Spener aber gegen willkürliche Abweichungen von den bewährten Ordnungen der Kirche in entscheidenden Punkten, wie er sie in vertraulichen Gesprächen auch bei der enthusiastischen Frau zu seinem Kummer hat feststellen müssen. In einem Schreiben vom 22. April 1693 an die Rieznerin kommt das klar zum Ausdruck; da heißt es: „Ob von unserer lieben Frau Schwarzin neulich geschrieben, weiß nicht mehr; sie ist auf vier Wochen hier bei mir gewesen. Ich kann nicht urteilen,

sie hält sich versichert, daß der Herr in ihr rede, davon sie mehrere Bezeugungen aufgeschrieben. Mir sind einmal die Dinge ungreiflich, und habe ich mehr Scrupel dargegen: jedoch darf ich sie auch nicht verwerfen, sondern da hält mich viele Furcht zurücke. Das schwerste, so mir auf dem Herzen liegt, ist dieses, daß sie mir bekannt, wie sie in Halle und Leipzig unter einigen christlichen Herzen veranlasset, daß sie auch unter sich in der Stille die Communion hielten. Die Ursach wird angeführet, weil die Gläubigen zu dieser Zeit mehr Stärkung in dem Geist bedürfen wegen der so schweren ob Händen seienden Gerichte, diese aber von dem Blut Christi hergenommen werden müsse, so täten Christen wohl, wenn sie, weil man sie nicht so oft, als sie wollten und sie die Andacht triebe, zur öffentlichen Communion verstaten würde, ezhliche unter sich solche Heilige Mahlzeit hielten. Darvon sie aus eignem und anderen Exempel meiner zeugsame Proben zu haben, wie eine vortreffliche Stärkung daher entstehe. Nun siehet werthe Schwester, wo dieses nun einigen Orts offenbar wird, was Jammer daher entstehen und denen, die ohne das alles hervorscheinende Gute auszulöschen begierig sind, die stattlichste Gelegenheit gegeben werde, ihren Wut unter trefflichem Schein auszugießen; und wo wir alsdann darüber leiden, so leiden wir auch nicht bloßerdings unschuldig. Ich habe wie auch Herr Schade herzlich mit ihr geredet, aber sie lässet sich davon nicht abbringen, daß sie darvon, was sie in göttlicher Gewißheit zu haben glaubet, abstehe sollte: nur hat sie versprochen, alle solche christliche Freunde zur Vorsichtigkeit zu vermahnen. Ich habe auch einen Aufsatß gemacht, den ich sonst hoffe mit gnugsamen Grund gezeigt zu haben, daß solches weder an sich selbst der Absicht Christi gemäß, noch zu dieser Zeit ratsam sei: also gar daß, wo dergleichen sonst noch in der Freiheit der Kinder Gottes stünde, sie gleichwohl bei jekiger Bewandnis sich derselben zu begeben hätten, da der darvon vor sich hoffende geistliche Nutzen dem vor die Kirche sorgenden Schaden nicht gleichkommen

würde. Es lasse geliebte Schwester auch dieses Anliegen dem Herrn herzlich vorzutragen [sich angelegen sein], dessen Wichtigkeit sie leicht mit mir bei sich selbst ermessen wird. Es scheint, Gott wolle alles in eine Verwirrung kommen lassen, also wenn an einem Ort die Sache ein klein wenig in eine Ruhe und Ordnung gebracht, so entstehet anderswo wiederum neuer Lermen. Nun seine Wege und Gerichte sind heilig in allen Dingen; uns gebühret, ihn auch in allem mit Demut zu verehren.“

Auch nachdem nicht ohne Speners Zutun der Schwarzhin die Rückkehr nach Lübeck ermöglicht war und ihr im eigenen Hause reiche Aufgaben aufgaben, ließ sich die sensible, leicht erregbare und viel grübelnde Frau immer wieder durch neue, wenn auch noch so sonderbare Ideen begeistern und gefangennehmen. Davon gibt uns ein Brief Speners nach Frankfurt vom 5. Februar 1695 mit einem leisen Unterton von Klage Kunde. „Wegen Frau Schwarzhin weiß ich nicht, ob neulich meine Sorge geschrieben, wie wegen des von D. Schotten, einem Medico in Hall, als aus einer Revelation hervorgebrachten mysterii Patris (wie sie es nennen, daß Gott der Vater werde nunmehr, wie vorhin der Sohn, ins Fleisch kommen und zwar ein sonderliches Fleisch annehmen, das Gerichte halten und nach Dan. 7 dem Sohn das Reich eingeben) dieselbe sehr eingenommen sei und sich bisher in der Sache sehr interessiret habe. Ist ein Werk, das mir sonderlich vor anderen Sorge macht, nachdem unterschiedliche hin und wieder ausgesandt worden, solches Evangelium zu verkündigen, daß dadurch auf die Lehre der Gottseligkeit neue Lasterung gezogen werden möchte. Ach laßet uns den liebsten Vater demütigst Tag und Nacht anrufen, daß er seine Kinder bei der Einfalt seiner Wahrheit erhalte!“

Auch nachdem im Herbst 1697 die Familie Schwarz nach Berlin übergesiedelt war, wo der Mann als Porträtmaler auf bessere Einnahmen, vielleicht gar eine Anstellung, glaubte rechnen zu können, hört Spener nicht auf, sich um die Frau, die sofort zu dem Berliner pietistischen Kreis enge Beziehungen ge-

winnt, ernste Sorgen zu machen. „Ich hoffe“, schreibt er am 23. Januar 1698, als die Familie Schwarz bei drei Monate in Berlin wohnt, über sie an Frau Kießner, „sie werde sich still halten. Wie wir denn in unserer ohne das verunruhigten Kirche allhier keiner neuen Unruhe bedürfen“. Aber bald tritt zu dieser alten Sorge wegen des unruhig-enthusiastischen Wesens der Freundin eine neue, äußere Sorge; denn offenbar erfüllen sich die Hoffnungen auf besseres Auskommen in Berlin nicht und pekuniäre Nöte lasten auf der Familie Schwarz. Teilnahmsvoll berichtet Spener davon am 11. Juni 1698: „Herr Schwarz lebet hier mit seiner Haushaltung ohne employ und treibet seine Kunst. Vermute wohl, daß, wo sie nicht hergekommen, es nicht erst geschehen würde, indem alle Hoffnung des Herziehens auf Herrn v. Knipphausen als Kammerpräsidenten stand, aber mit dessen disgrace auch gefallen ist. Gott wird's aber hoffentlich auch zu ihrem Besten richten, wie mich deucht, daß sie je länger je stiller und weniger anstößig werde.“

Als die Not der Familie stieg, hat Spener offenbar mit tatkräftiger Hilfe eingegriffen und Geld vorgestreckt; eine Schuld von 200 Talern trug der Maler Schwarz später an die Erben ab, indem er Konterfeis lieferte. Und als im Herbst 1702 schwere Krankheit die Schwarzhin niederwirft, gehörte ihr und ihrer Familie sein ganzes herzliches, schmerzliches Mitgefühl. „Unsere gute Frau Schwarzhin“, heißt es in einem Brief vom 24. März 1703 an Frau D. Kießner, „lieget auf den Tod, und dürfte vor Ankunft dieses nicht mehr in diesem Leben sein . . . Der Herr sehe sie mit erbarmenden Augen an, der ihr viel Gaben gegeben, und wo sie zuweilen über ihr Maß sich mag haben erstrecken oder aus der Ordnung schreiten wollen, auf allerlei Weise sie zurückgehalten und gedemütiget. Er lasse nun künftig ihre auch mit vielen Sorgen abgemattete Seele in seiner Hand Ruhe finden. Dem guten Mann, der sechs Kinder hat, wird's schwer werden; er ist aber vor Gott die Aufrichtigkeit selbst, und wird solcher ihn nicht lassen.“

Ein Jahr später (15. Februar 1704) erfährt schließlich die Frankfurter Freundin Speners, daß Herr Schwarz noch in Berlin lebt, während die meisten Kinder nach der Mutter Tod zu guten Freunden gebracht worden sind. „Er gehet in Einfalt und nähret sich seiner Hände Arbeit.“ Zugleich findet er für die Last von Schulden, die seine Frau hinterlassen hat, das milde Wort, diese seien „wohl in Hoffnung und vermutlich gehabter Versicherung eines ihr noch hie vorstehenden Glücks“ gemacht worden.

Im Leben der armen Frau haben sich offenbar Schicksal und Schuld eng verschlungen.

D. Dr. A. Nebe.